

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 42 (1986)
Heft: 4

Artikel: Vom Stabreim zum Endreim
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hat da jemand/jefrad gesagt, ich hätte einen kleinen Mann im Ohr? Ich verbitte mir das! Wenn schon, möchte ich auch eine kleine Frau im Ohr haben . . . *Wolfgang E. Mildenberger*

Vom Stabreim zum Endreim

Was vor Jahrhunderten große dichterische Tradition war, ist heute nur noch in mageren Restbeständen vorhanden: die Kunst, durch die Übereinstimmung der Konsonanten an den Wortanfängen eine besondere Aussagewirkung zu erzielen. Aber etwas von der alten Kraft scheint dem Stabreim, auch Alliteration genannt, geblieben zu sein; nicht umsonst sind „stabende“ Wendungen wie Grund und Grat, Haus und Hof (oder Herd), Schutz und Schirm, mit Kind und Kegel, mit Mann und Maus, über Stock und Stein immer noch so beliebt.

Zur Illustration zwei Beispiele aus dem Bernbiet. Im Ehevertrag zwischen Brautleuten aus dem Amt Konolfingen — 1734, „Gerichts- und Contractenmanual Diesbach“ in Schloßwil — habe ich (neben einer Menge Endreimformeln) die folgenden alliterierenden Doppelausdrücke gefunden: los und ledig, nutzen und nießen, reuten und rinden, Wund und Weid, Studen und Stöcke. Die eine und andere dieser Redeformeln ist inzwischen verschollen und vergessen. „Was Nagel und Nuth fasset und begreift“ zum Beispiel will sagen: Alles, was im Haus festgemacht ist, also nicht zum Mobiliar gehört. — Ein noch älteres bernisches Dokument enthält die anschauliche, gegenständliche Wendung „brut und bare“ für die Abstraktion Hochzeit und Tod. In einem Wegstreit zwischen den Dorfleuten von Münsingen und Trimstein zu Beginn des 15. Jahrhunderts entscheidet die Obrigkeit in Bern, die klagenden Trimsteiner sollten auf dem betreffenden Weg „varen und gan“ dürfen, und zwar auch „mit brut und baren“: sowohl für das Hochzeits- wie für das Leichengeleit.

Eigenartig, im allgemeinen widerstrebt es dem natürlichen Gefühl, dasselbe Wort oder denselben Laut kurz hintereinander zu wiederholen; jede Stilfibel spricht irgendwo von den Vorteilen der Abwechslung. „Doch diese Scheu vor der Wiederkehr des Gleichen hat ihre Kehrseite“, sagt Walter Porzig in seinem fesselnden Buch „Das Wunder der Sprache“. „Wenn nämlich das Gleiche nicht so bald, sondern nach einer gewissen Zeit wiederkehrt, so wirkt es ausgesprochen angenehm“; darauf beruhe „der Reiz des Endreims und des Stabreims“. Andere Sprachforscher

graben noch tiefer; für sie steht der Reim, und zwar vor allem der Anfangsreim, in Verbindung mit altem Namenzauber. Reime erfrischen eben nicht nur das Ohr und entlasten das Gedächtnis (in der schriftlosen Vorzeit besonders wichtig!), nein, in Verbindung mit dem Rhythmus ist die Alliteration wie nichts anderes „geeignet für den Umgang mit den Geistern“. Wortmagie also. „Wenn der Mediziner sich für seine Gebete auf eine höhere Macht berufen wollte, so verlieh ihm nichts mehr Überzeugungskraft als Versmaß oder Reim: Ja, so sprachen die Überirdischen. Gegen Verse hat die Frage ‚Ist das wirklich so?‘ einen schweren Stand“ (Wolf Schneider, „Wörter machen Leute“).

Als die großen Vertreter der alten Stabreimdichtung nennt die Literaturgeschichte etwa die Lieder der Edda, die Helianddichtung und das Hildebrandslied.

Dieses letztgenannte Werk wurde zur Zeit Karls des Großen (um 800) von Mönchen des Klosters Fulda nach einer unbekannten Vorlage auf zwei leere Seiten eines lateinischen Codex geschrieben. Es spiegelt den unheimlich fatalistischen Schicksalsglauben der alten Germanen, z. B. so, mit auffälliger Alliteration:

Welaga nu, waltant got, / wewurt skihit (Weh nun, waltender Gott, Unheil geschieht . . .)

Zwei Menschenalter nach der Entstehung des Hildebrandsliedes unternahm es der Mönch Otfried von Weißenburg im Elsaß, das Leben Jesu nachzudichten und theologisch zu kommentieren. Das entscheidend Neue: Otfried verwendete dafür als erster in „fränkischer“ (deutscher) Sprache den (freilich oft noch etwas „unreinen“) Endreim. Er stellt dabei die rhetorische Frage: *Wanana sculun Frankon / einon thaz biwankon, / ni sie in frenkisgon biginnen, / sie gotes lob singen?* (Warum sollen die Franken allein das unterlassen, [daß] sie in fränkischer Sprache beginnen Gottes Lob zu singen?)

Es scheint, Otfried von Weißenburg habe mit seiner neuartig gestalteten „Evangelienharmonie“ dem christlichen Weltverständnis seiner Zeit Ausdruck verliehen; jedenfalls war damit „die angemessene Form deutscher Poesie gefunden“ (Biese). Schon Uhland nannte den Endreim ein „Geschenk der Kirche“. Und Eduard Mörike zielt gewiß in dieselbe Richtung, wenn er — im „Alten Turmhahn“ — von den zierlichen Darstellungen am Ofen in der Studierstube des Dorfpfarrers von Cleversulzbach („in der Ecke linker Hand“) sagt:

*Betrachtet mir das Werk genau!
Mir deucht's ein ganzer Münsterbau;
Mit Schildereien wohl geziert,
Mit Reimen christlich ausgestattet . . .*

Hans Sommer